

DIE TRAURIGE FLAMME

eine Geschichte aus der **Mitternachtsbibliothek** des Balzer Roß

Thüringen, im Herbst anno MDXXV

Nasskalt war dieser frühe Oktobertag, welcher sich schon dem Abend zuwandte. Böig peitschte feiner Regen Flur und Fauna. Nicht schwere dichte Tropfen, vor denen man sich zur Not noch schützen konnte, nein - Nieselregen, der selbst das dichteste Gewand über kurz oder lang zermürbte. Dazu noch der Wind. Manch alte Eiche knarrte, als wenn sie den guten alten Tagen nachtrauerte, als die Zeiten noch freundlicher waren. Und manch schlanke Pappel bog sich beängstigend. Und der schwere Boden war aufgeweicht, mit Pfützen durchsetzt, vom dahin gewehten Laub glitschig bedeckt.

So auch der uralte Hohlweg, welcher sich seit Menschengedenken von Ost nach West in die Landschaft eingefräst hatte. Er verband die Städte Thüringens und ging darüber hinaus. Aber er war älter als jede einzelne dieser Städte.

Unzählige Generationen hatten auf ihm ihre Spuren hinterlassen. Und so nahm es nicht Wunder, dass er sich, gleich einem kleinen Flussgraben, tief einschnitt in die Felder, aber auch in die Wälder. Und bei einem solchen Wetter wie an jenem Tag, machte der alte Hohlweg dem Vergleich mit einem Fluss alle Ehre. Denn in der betagten Fahrrinne staute sich das Wasser manchmal bis zu zwei Fuß hoch.

Jeder erfahrene Fuhrmann verblieb bei diesen Umständen lieber zu Haus oder - so er denn nun schon den Weg angetreten hatte - suchte Schutz in den Gasthöfen der vereinzelt ins Land gestreuten Ortschaften. Egal, wie wichtig auch seine Fracht sein mochte. Denn, täte er es nicht, so riskierte er mehr als nur den Verlust von Hab und Gut.

Obwohl schon einige Zeit verstrichen war, seitdem der Mansfelder die aufständigen Bauern bei Frankenhausen schlug, so streunten noch immer einige Haufen durchs Land. Und die sanften engen Hügel und Berge des Thüringischen boten den Geächteten genauso viel Schutz wie der dichte Wald.

Und selbst bei besserem Wetter schlossen sich die meisten Reisenden zu bewaffneten Konvois zusammen.

Aber zu allen Zeiten gab es auch immer wieder Menschen, die entweder verrückt

genug waren, oder aus anderen Gründen solch Bedenken von sich schoben.

Genauso geschah es auch an diesem unwirtlichen Tag.

Kein Reh kam auf den Einfall, den dichten Wald zu durchbrechen, um auf der feuchtkalten Flur zu äsen. Der Fuchs war schlau genug, seinen Bau als sicheren Ort zu betrachten.

Nicht so mancher Mensch.

Und so kam es, dass ein einzelnes Fuhrwerk, aus Richtung Jena kommend, sich auf dem Hohlweg gen Westen quälte.

Irgendetwas oder irgendjemand trieb den schweren Planwagen der Rhön entgegen. Es waren drei Männer, deren soziale Abstammung nicht unterschiedlicher sein konnte:

Die Zügel führte der alte Martin. Ein erfahrener Fuhrmann, welcher seit mehr als dreißig Jahren durch alle Gefilde der deutschen Lande reiste.

Ihm zur Linken, auf dem Bock, saß ein jüngerer Mann. Simon von Bräuer war erst Ende Zwanzig. Er entstammte dem Kleinadel und gehörte zur weitverzweigten Familie derer von Lobeda - einst ein stolzes Geschlecht, deren Stammburg hoch droben über Jena stand. Doch die vielen Unruhen der letzten Jahre hatten dem ein Ende bereitet. Und dann, vor rund einem Jahr, als die Bauern den Sturm auf den alten Herrnsitz wagten, wurde der Untergang derer von Bräuer besiegelt.

Die gute, ehrwürdige Lobeburg, welche ein halbes Jahrtausend den Süden Jenas schützte, ging in Flammen auf. Zurück blieb eine Ruine, die als mahnender Finger auf dem Sattel des Bergrückens verblieb. Viele Burgen, Herrnsitze, Gutshöfe und Klöster teilten zwar ihr trauriges Schicksal, doch schlimmer als all die Anderen traf es nun einmal die Bräuer, denn sie wurden fast bis zur Gänze ausgelöscht. Und wäre Simon an jenem düsteren Tag ebenfalls auf der elterlichen Burg gewesen, so hätte das Geschlecht aufgehört, zu bestehen. Unweigerlich hätte er das Schicksal seiner Familie geteilt. Nur der Zufall, dass er zu genau dieser Zeit sich in Altenburg aufhielt, vereitelte dies.

Als er heimkehrte, konnte er nur noch die traurige Pflicht vollziehen, den verkohlten Gebeinen seines Vaters, der Mutter und seines jüngeren Bruders die letzte Ehre zu erweisen. Nur Eines betrückte ihn noch über diesen Verlust hinaus: Nirgends fand sich eine Spur von Sibylle, seiner Schwester. Das Mädlein war kaum achtzehn Jahre gewesen, als die wilden Horden die Burg stürmten. Als der Spuk vorbei war, entschwand auch jeder Hinweis zu ihr.

Unter den Leichen war sie nicht, so gründlich man auch suchte. Aber auch keiner aus der Umgebung konnte irgendetwas über den Verbleib oder einer Spur zu ihr sagen.

Ihr Schicksal verblieb im Dunkeln. Zumindest bis vor kurzem.

Aber greifen wir dem Geschehen nicht vor!

Hinten, im Wagen unter der Plane, eingehüllt in schwere Decken, steckte noch ein Mann: Sebastian Pflüger, der Pfarrer von Lobeda. Auch ihm hatte die Zeit übel mitgespielt.

Gleich wie das jener von Bräuer, so wurde auch sein Leben an jenem Tage auf den Kopf gestellt. Auch er fiel den wütenden Bauern in die Hände. Und hätte ihn nicht mancher der Rebellen gekannt, so säße er jetzt gewiss nicht hier auf dem Wagen.

Aber die wilde Horde schleifte ihn mit. Gegen seinen Willen, welchen er jedoch geflissentlich verschwieg. Dies rettete ihm sein Leben.

Und so musste er von jenem Tage an den Zug der Bauern mit vollziehen. Ob er nun wollte, oder nicht.

Viel hatte er erlebt und gesehen in diesen Monaten; manch Gutes, manch Grausiges. Teilweise hatte er gelernt, die Bauern zu verstehen. Er lebte ja schließlich unter Ihnen.

Und mancher Zeitgenosse, der heute nicht mehr war, kreuzte seinen Weg. Da war Jakob der Pfeifer, die schwarze Margarete, Hippler der Bauernkanzler und ja ... Münzer selbst.

Die meisten von ihnen hatte der Tod ereilt.

Pflüger war auch bei Mühlhausen dabei gewesen. Er hatte das Schlachten erlebt. Und er hatte an diesem blutigen Tag keinen Pfifferling für sein eigenes Leben verwetten mögen.

Doch er hatte Glück. Ein zweites Mal geriet er in Gefangenschaft. Diesmal in jene der Ritter des Grafen von Mansfeld. Auch hier noch musste er um sein Leben bangen. Denn die Rache der Herren war fürchterlich.

Ja, man könnte meinen, die fünftausend Erschlagenen auf dem Schlachtfeld zu Frankenhausen wären die Glücklicheren. Denn was die Überlebenden erwartete, war die Hölle auf Erden.

Befreit von der Angst vor den Bauern, tobten sich der Adel und der Klerus an den Gefangenen aus. Überall waren die Kerker übervoll von gepeinigten Kreaturen und sämtliche Folterkammern Thüringens hallten wieder von den schaurigen Schreien der Gemarterten.

Und das Beil des Henkers fand keine Ruhe.

Es lohnte sich nicht einmal, die tödliche Scheide vom Blute des gerade Gerichteten zu säubern, da sauste sie auch schon auf den nächsten gebeugten Nacken.

Nur der Zufall, dass unter all den hohen Herren auch der Bischof von Merseburg war, rettete Sebastian Pflüger vor dem Tod.

Seine Fürsprache war es, die dem Pfarrer das Leben bewahrte.
Und dennoch - seit jener Zeit war Sebastian Pflüger nicht mehr Jener, wie davor.
Erst viele Monate später kam er in die Heimat zurück. Und Lobeda war auch nicht
mehr Jenes, was er kannte. Alles hatte sich gewandelt.

Was einte also diese drei unterschiedlichen Männer, die sich hier durch Kälte,
Nässe und Schlamm quälten?

Mittlerweile hatten sie die freie Flur überwunden und sich den dunklen Gefilden
des Thüringer Waldes anvertraut. Hier wütete zwar der feine Sprühregen nicht
mehr so arg, aber dafür wurde der Weg noch etwas beschwerlicher. Manch
armstarker Ast, welcher der fauchenden Böe nicht mehr trotzen konnte, lag nun
darnieder geschmettert quer über dem Hohlweg.

Immer häufiger musste der junge von Bräuer vom Bock springen, um die
Fahrrinne frei zu machen. Hin und wieder kam das Gefährt ganz zum Stocken,
denn die Kraft eines Einzelnen reichte manchmal nicht mehr aus, um das sperrige
Zeug aus dem Weg zu räumen.

Und so musste auch der alte Martin mit ran.

Nun, dass Simon und Sebastian zumindest einige Geschehnisse verbanden, lag auf
der Hand: Es waren die Heimat und das Schicksal des Krieges.

Aber was hatte der Fuhrmann mit ihnen zu tun?

So sehen wir uns denn den alten Martin einmal etwas näher an:

Ein Mann, der die fünfzig Lenze bereits überschritten hatte. Dennoch und
vielleicht auch gerade wegen seines harten Lebens, strahlte Martin Ruhe
und Kraft aus.

Reden war nicht sein Ding. Hatte er doch etwas zu sagen, so fand er kurze, knappe
Worte.

Manchmal erschien er sogar etwas eigenbrötlerisch. Zumindest wirkte er so auf
Menschen, die ihn weniger kannten. Er war ein rauer Geselle, doch in seinem
Inneren wohnte noch immer eine gutmütige Seele. Selbst die Schrecken des
Krieges, welche auch er erlebte, konnten daran nichts ändern.

Und vor einigen Wochen, Martin weilte gerade in einer kleinen Stadt im Rhöntal,
da holte ihn dieser Krieg, obwohl längst vorüber, wieder ein.

Es begab sich in Liebenstein, leicht nordöstlich von Schmalkalden.

Wie an jenem Oktobertage, von dem später noch die Rede sein soll, so war es auch ein Sauwetter, als Martin mit seiner Fuhre Erze festsaß.
Er war nicht allein.

Es waren derer zehn Fuhrwerke samt bewaffneten Knechten.

Irgendwo, im fernen Jena, wartete zwar ein Kaufmann auf sie. Doch der musste sich gedulden. Die Zeiten waren nicht sicher.

Also quartierte man sich im Gasthof Zur Birke ein.

Und dass der Konvoi mit seiner Vorsicht nicht übertrieb, bewahrheitete sich schon am zweiten Tag des Aufenthaltes.

Es war am frühen Morgen, als laute Stimmen von der Straße die schlummernden Fuhrleute weckten.

Die Mansfelder Kriegsknechte hatten einen zerstreuten Haufen der Rebellen in den Wäldern aufgetrieben und führten diesen nun durch die Stadt zum Rathaus - nichts groß Besonderes in diesen Tagen, doch unter den etwa zehn zerlumpte Gestalten, die man in Ketten über die Straße trieb, befand sich auch ein junges, bildhübsches Weib.

Nicht einmal der Schmutz und die zerschlissenen Kleider verbargen ihre Schönheit. Lange, brünette Flechten umrahmten ein edel geschnittenes, ebenmäßiges Gesicht und lagen schwer über den zarten Schultern, bis herab zum Rücken.

Sofort erweckte die Schöne die Aufmerksamkeit der Bürger und auch die der Fuhrknechte. Manch Raunen ging um, wie solch engelsgleiches Wesen wohl zu solch schwarzer Seele komme und genau dieses Interesse trieb so manchen dem seltsamen Zug hinterdrein Richtung Rathaus.

Martin war unter Ihnen.

Vor dem Rathaus spielte sich sodann eine ungewöhnliche Szene ab: Öffentlich wurden die armen Gestalten der Wegelagerei und des Landfriedenbruches angeklagt. Mit Ausnahme der jungen Frau schauten alle Gefangenen zu Boden.

Nur das hübsche Weib trug ihr Haupt stolz aufrecht. Ja, sie blickte dem Stadtrichter sogar frech ins Antlitz!

Der, dadurch leicht irritiert, fragte sie unverblümt, weshalb sie sich ihrer Schande nicht schäme, worauf das Mädchen fest verkündete, dass es keine Rebellin sei. Es setzte gar noch eins obendrauf und meinte, es wäre eine verschleppte Adlige.

Als man die junge Frau nach ihrem Namen fragte, erwiderte sie, eine gewisse Sibylle von Bräuer zu sein, doch der Richter schüttelte nur den Kopf und meinte, dass ein jeder im Thüringer Land wisse, dass die von Bräuer alle zu Tode gekommen seien.

Die Schöne hingegen beharrte darauf.

Eilig zog sich der Stadtrat zur Versammlung zurück.

Dann folgte das Urteil:

Die Gefangenen seien im Namen des Rechts zu vierteilen, wovon jedoch die junge Frau ausgenommen bleiben sollte. Diese sei vielmehr mittels hochnotpeinlicher Befragung ihrer Lüge zu überführen.

Nun war Liebenstein nicht gerade groß und öffentliche Hinrichtungen oder auch die Folter kamen nicht täglich vor.

Also entschlossen sich die Fuhrleute, an der peinlichen Befragung des Mädchens teilzunehmen.

Man hatte ja ohnehin nichts Besseres vor.

Und bestimmt gab dieses eine kleine Abwechslung.

So fand man sich also im hohen Gewölbe des Rathauses, dessen Halle Henker und Knechte schnell umfunktionierten, ein.

Bequem konnte man so, von weichen Stühlen aus, auf im Halbrund angeordnete Apparaturen blicken, die sämtlich zum Quälen ersonnen waren.

Noch als die Peinknechte ihre Instrumente ordneten, unterhielten sich die Anwesenden lautstark über das zu Erwartende.

Jedoch, als alles gerichtet ward und man das junge Weib herein führte, erstarb der letzte Laut.

Fast schon würdevoll schritt das Mädchen in die Mitte des Halbkreises und stand nun zwischen all diesen Martergeräten.

Die Aufmerksamkeit aller war ihr gewiss.

Noch einmal gemahnte sie der Richter, von ihrer Lüge zu lassen, doch trotzig widersetzte sie sich.

So übergab man sie dem Henker.

Die Knechte rissen sie zurück und warfen sie auf die Streckbank. Man seilte ihre zarten Glieder an. Durch die Fetzen ihrer Lumpen schimmerte hell ihre weiße Haut.

Langsam stieg in Martin ein Unwohlsein auf.

Der Henker begann, die junge Frau zu strecken. Der schmale Mädchenkörper spannte sich gräuslich aus.

Martin sah, wie das arme Geschöpf auf der Peinbank kämpfte. Lange hielt sie stand, gab keinen Laut von sich. War dies nun Stolz oder Verstocktheit?

Der Meister hatte keine Gnade. Er reckte sie noch ärger. Die Delinquentin begann zu stöhnen - erst verhalten, dann deutlicher.

Es folgte ein widerlich trockenes Knirschen. Noch lange standen dem alten Fuhrknecht fürderhin die Haare zu Berge, wenn er daran dachte. Kaum ertönte dieses Geräusch, schrie die Geschundene auch schon erbärmlich auf.

Der Henker unterbrach kurz und der Richter trat zu ihr. Als sie sich ein wenig beruhigt hatte, fragte der Jurist erneut, ob sie bekenne. Doch das tat sie nicht.

Folglich begann das Spiel von neuem.

Wieder streckte man sie aufs Schändlichste und gellend führen ihre Schreie durch die Halle.

Immer und immer wieder zog der Meister die Stricke an, um sie nach geraumer Zeit wieder fahren lassen.

Diese Marter setzte man etwa eine halbe Stunde lang fort.

Dann entschieden Richter und Henker, dass sie dies nicht weiterbringe. Also machte man die Frau der Seile ledig und die Knechte schleiften sie unter den Zug.

Geschwind band man ihre schlanken Hände ins niederwärts hängende Seil. Nun zog der Meister an. Als die Gemarterte empor gehievt wurde, stöhnte sie schon auf durch ihre Pein in der Schulter. Aber gnadenlos zog man sie zwei Fuß hoch über den Boden. Nun griff der Henker zu den Ruten und stellte sich hinter sie.

Scharf schnitt die Gerte durch die Luft, dann traf sie dumpf auf den Stoff der Lumpen am Rücken des Mädchens. Doch die Getroffene gab keinen Laut von sich. Sie schloss nur, in ihr Schicksal ergeben, die Augen.

Nun begann der Meister, sie aufs Heftigste mit Ruten zu streichen. Die Hiebe wurden immer härter. Jedoch das Mädchen zuckte nur.

Die ohnehin dürftigen Lumpen fielen in Fetzen herab und gaben den blutig gestriemten Rücken der Frau preis.

Nach einer Weile nahm der Henker die lange Karbatsche zur Hand.

Das herbe Leder schoss von hinten nach vorn und wand sie mittig um den Leib

der Hängenden.

Dieser Schmerz riss das Mädchen, welches man schon in Agonie wähnte, doch zu einem jämmerlichen Schrei hin.

Der Meister frohlockte und begann, sie nun wahrlich scharf auszupeitschen. Hieb auf Hieb senkte sich nun die lange Geißel auf und um den Körper der Gefolterten. Jeder Schlag riss ein Stück Fetzen ihres Gewandes mit sich und dem zuckenden Mädchen einen Schrei von den vollen Lippen.

Schon nach einen Dutzend Streichen hatte die Peitsche sie vollends entblößt. Hell leuchtete der nackte Leib im öden, durch Palisander düster gehaltenen Rathausgewölbe.

Die Strenge des gegerbten Leders hinterließ blutige Striemen auf dem sonst so herrlichen Leib.

Nach dem dreißigsten Hieb verlor die Gepeitschte das Bewusstsein. Man ließ sie hängen. Der Meister selbst angelte erst einmal nach einem bereit gestellten Krüge Bier und löschte seinen angestauten Durst.

Das anfängliche wohlige Schaudern, welches wohl auch Martin verspürt haben mochte, war längst tiefstem Mitleid gewichen.

Er wusste, irgendwo da draußen gab es eine junge Frau, nur wenig älter wie jene, die hier nackt am Stricke hing, die seine Tochter war. Gesehen hatte er sie nie. Sein unstabiles Leben ließ es nicht zu, doch er wusste, dass es sie gab.

Die Zeit war gekommen; ein jeder verspürte Hunger. So setzte man die Tortur aus, um etwas essen zu gehen.

Kaum hatten die Menschen den Saal verlassen, so endete auch die dumpfe, bedrückende Stille, die einen jeden in ihrem Banne hielt. Als die frische Luft Herzen und Gemüter umwehte, brach es regelrecht aus den Leuten heraus: Ein babylonisches Stimmengewirr setzte postum ein. Jeder hatte zu irgendetwas eine Meinung und wollte dies so schnell wie möglich den anderen kundtun.

Nur Martin nicht.

Wie immer setzte er sich etwas abseits in seine Ecke im Wirtshaus. Mochten doch die anderen über ihn denken, was sie wollten. Doch man war es ja vom ihm gewohnt; und so ließ man ihm seine Ruhe.

Martin trank zwei, drei Humpen Bier. Doch selbst dies Gesöff brachte es nicht fertig, den faden Geschmack, welchen die Folter bei ihm hinterließ, hinweg zu spülen.

Eine Stunde später saß man wieder im Rathaus.

Das Mädchen lag am Boden. Zuerst dachte Martin, sie wäre noch immer

ohnmächtig, doch es war dem nicht so.

Und der Henker wusste das.

Kaum war wieder Ruhe eingetreten, setzte sich das Martyrium fort.

Nackt, wie sie war, schleiften die Knechte die Unglückliche zur Leiter.

Wieder wurde sie angeseilt und über die Sprossen ausgestreckt.

Kaum war sie fest geschnallt, stieg der Meister zu ihr herauf; in der Hand zwei Talklichter.

Schonungslos begann er, dem Mädchen die schlanken, bloßen Lenden damit zu sengen.

Schaurig brüllte die Arme ihre Not durch den Raum. Der flache, schweißglänzende, von Geißelhieben gezeichnete Bauch wölbte sich dem Betrachter entgegen - ganz so, als wenn sie der irrsinnigen Hoffnung verfallen wäre, dadurch ihrer Pein zu entgehen.

Man hielt ihr die Lichter unter die Achselhöhlen. Neben das schreckliche Gekreische, welches die Gemarterte von sich gab, mengte sich der widerliche Gestank versengten Horns.

Jedoch, als wenn dem noch nicht genug gewesen wäre, führte der Meister ihr die Flamen von unten nach oben über die blanke Bauchdecke und verweilte unter ihren vollen Brüsten.

Das Mädchen kollabierte vor Schmerzen. Ihr junger Leib warf sich wie besessen auf der Leiter. Die Augen traten ihr über.

Kurz nahm der Henker die Lichter von ihrer Haut, um sie ihr gleich wieder, nun an die kleinen rosa Aureolen, an zu halten.

In ihrer unsäglichen Pein machte die Hilflöse sogar unter sich.

Das Brennen zog sich eine Weile hin.

Mannigfaltig setzte man ihr nun die Talkkerzen.

Mal sengte man ihr den Hals, oder hielt ihr die Flamme unters Kinn. Dann brannte man ihr unten die Zehen, fuhr recht langsam an ihren schlanken Schenkel damit empor. Dann leckte ihr die Glut erst den Nabel, danach gar kurz unterhalb ihres Geschlechts.

Es mochte eine Stunde vergangen sein - so recht wusste keiner genau die Zeit; auch Martin nicht - erschlaffte der gemarterte Körper und hing nur noch leblos in den Stricken.

Dabei beließ man es an diesem Tage.

Mittlerweile, wir sind wieder vorausgeeilt zu jenem Oktobertage, war nicht nur die Nacht über die drei Reisenden hereingebrochen, sondern auch eine seltsame Stille. Aber dies war nicht die Stille, welche der Schutz des Waldes vor der Böe bot. Es war eine bedrückende Ruhe, wie eine solche, die herrscht vor einem Sturm.

Keiner der Drei sprach auch nur ein Wort. Jeder hing seinen düsteren Gedanken nach. Und jeder ahnte, dass irgendetwas in der Luft hing, aber keiner wusste vom nahenden Unheil. Lauernd schweiften ihre Blicke durch das dunkle Unterholz. Nichts regte sich.

Und dann brach es über sie herein: Aus dem Nichts heulte ein Orkan auf. Bäume brachen, Blitze zuckten, und ein schlagartig einsetzender Hagelschauer zwang die beiden Männer vorn auf dem Kutschbock ins Innere des Wagens. An ein Vorwärts war jetzt nicht mehr zu denken. Schnell schloss man auch die Planen, denn taubeneiergroße Hagelkörner peitschten bis zu ihnen herein.

Verängstigt schaute Sebastian unter seiner Decke hervor. Das Brüllen des Sturms, das knirschende Bersten der Bäume, das zum Stakkato anwachsende Trommeln des eisigen Schauers und das schmerzliche Wiehern der schutzlosen Pferde hatten etwas Gespenstiges.

Zum ersten Mal seit langem fiel ein Wort: „Blitzart“

Martin angelte sich fix zwei alte, schwere Decken. Noch einmal musste er nach draußen. Schnell warf er die Decken den armen Tieren notdürftig über die Leiber. Das Ganze dauerte keine halbe Stunde.

Dann war alles vorbei.

Während Simon und Martin die Hengste beruhigten, betete Sebastian für ihr Seelenheil.

Ein Weiterkommen wurde immer unwahrscheinlicher. Dennoch - man versuchte es. Zunächst musste die kleine Laterne, die über dem Bock etwas Licht für den Weg spendete, neu entzündet werden. Der Sturm hatte sie ausgeblasen.

Der Blitzart war kurz, aber heftig gewesen. Daher sprang Simon mit der Laterne in der Hand vom Bock und ging nach vorn zu den Tieren. Einerseits konnte er so die Pferde besser beruhigen, andererseits leuchtete er damit den Weg besser.

Nie kam man besonders weit. Zu mächtig hatte der Orkan gewütet. Alle paar Schritte galt es, Äste und anderes Gerümpel aus dem Weg zu räumen. Hinzu kamen noch die schlammigen Pfützen, welche zum Teil beträchtliche Ausmaße annahmen. Obwohl die Räder des Planwagens mächtig und groß waren, versank man manchmal bis zur Nabe im Dreck.

Wieder herrschte diese bedrückende Stille, wie vor dem Blitzart. Deshalb sahen die Männer auch misstrauisch drein. Man rechnete jederzeit mit einer neuen Attacke.

Aber es geschah nichts. Dafür fraß sich die Kälte der Herbstnacht durch die nassen Kleider und die Haut der Männer.

Langsam, ja fast im Schnecken-tempo, kam man voran. Und gespenstig hallten nur die Geräusche, die das Fuhrwerk erzeugte, durchs Unterholz

Manch anderer hätte aus nichtigeren Gründen aufgegeben. Nicht jedoch die Drei! Ihnen saß die Zeit im Genick. Es ging um Leben oder Tod.

Langsam wurde der Weg etwas abschüssiger. Die Pferde hatten es so ein wenig leichter. Die kräftigen Kaltblüter waren ganz andere Transporte gewohnt. Heute hatte der Wagen nichts geladen – jedenfalls, wenn man von dem Pfarrer absah.

Noch immer lag dieser, schwitzend vor Angst, eingehüllt in seinen Decken. Er ekelte sich vor sich selbst. Was hatten die letzten furchtbaren Monate nur aus ihm gemacht? Er war ein Wrack - zu nichts mehr wirklich zu gebrauchen. Ihn regierte Angst ... vor jedem, vor allem.

Dabei hatte ihm Simon versichert, dass er sehr wichtig wäre.

Nur deshalb war er ja hier. Denn er war der einzige, zumindest unter den Lebenden, welcher gesehen hatte, was damals auf der Lobeburg geschah. Er war der letzte, welcher bezeugen konnte, dass Sibylle von den Bauern entführt worden war.

Und er hatte sie im Lager getroffen, wusste, dass man sie dort wie eine Leibeigene gehalten hatte, dass sie der Hassersatz für alle Adlige war. Er war der letzte Zeuge ihrer Unschuld und vielleicht der einzige Faden für ihr Leben.

Sebastian dachte über sich nach. Der widerliche Gestank der eigenen Angst und Schwäche setzte ihm immer unerträglicher zu. Er musste etwas tun! Irgendetwas! Zuerst befreite er sich von den Decken. Dann rappelte er sich auf, öffnete die hintere Plane. Die kaltklare Nachtluft schlug ihm entgegen. Tief schöpfte der unglückliche Mann nach Atem. Es dauerte nicht lange und etwas von seiner Schwäche fiel von ihm ab. Dankbar für diese kleine Befreiung schöpfte er etwas Mut. Das bleierne Gewicht auf seinen Gliedern ließ ebenso ein wenig nach. Auch sein Geist gierte nach Labsal. So suchte er etwas Zerstreuung, indem er sich im Dunkel so gut wie möglich orientierte.

Viel gab es ohnehin nicht zu sehen. Tiefschwarz gab sich das Unterholz zu beiden Seiten. Düster ragten einige Äste wie die Gebeine von Verstorbenen über den allmählich in der Nacht zurückbleibenden Hohlweg. Doch dieser Vergleich hinkte. An den Tod wollte Sebastian nicht denken.

Also suchte sein Auge etwas Wohlfeileres. Der graublau Nachthimmel versprach mehr. Leider suchte er vergebens nach Sternen. Leichentüchern gleich hingen

schwere Wolken am Himmel.

Schon wieder so ein Vergleich! Nein, Sebastian, nein! Nicht an so etwas denken!

Der Pfarrer zwang sich förmlich dazu.

Wo war nur sein einstig offenes Wesen verblieben?

Langsam holperte der Wagen Schritt für Schritt weiter.

Sebastian wusste nicht, wie lange er so in die kalte Nacht spähte, aber auf einmal glaubte er, aus dem Blickwinkel etwas Helles zu erkennen. Zuerst dachte er an eine Täuschung. Doch dann sah er genauer hin und mit jedem holpernden Stück Wegs wurde es mehr und mehr zur Gewissheit.

Er sah ein Licht. Mitten im Wald. Und nicht nur das - es schien sich zu bewegen. Schneller als der Wagen!

Sebastian spähte angestregter. Aber je näher das Licht kam, umso mehr verwirrte es ihn.

Das gibt es doch gar nicht! Da ist dichtes Unterholz.

Auch, wenn man selbst nur sehr langsam vorankam ... im Unterholz hingegen war es weder für einen Reiter, noch für einen laufenden Menschen möglich, sich so schnell zu bewegen. Sebastian zweifelte kurz an seinem Geist. Mit Logik war es nicht zu erfassen.

Aber er sah es doch!

Es kam immer näher. Sollte er die anderen beiden darauf aufmerksam machen? Der Pfarrer zögerte. Die beiden da vorn hatten genug mit sich und dem Fuhrwerk zu tun. Sollte er Nichtsnutz sie etwa mit seiner Hysterie behelligen?

Nein! Sebastian wartete ab.

Aber da hatte das seltsame Licht den Hohlweg, etwa fünfzig Schritt hinter ihnen, erreicht.

Sebastian verschärfte seinen Blick. Hier, in die fest eingefräste Kerbe des Weges, fiel doch etwas mehr Licht. Was war das nun? Sein Auge suchte unter dem seltsamen Licht nach Konturen. Aber er erblickte nichts. Dass es kein Reiter sein konnte, der eine Fackel hielt, war ihm schon allein aufgrund der Tatsache bewusst, dass sich das Licht viel zu tief bewegte. Selbst für einen Läufer wäre es viel zu nahe am Boden und obwohl das flackernde Licht immer schneller näher kam, konnte Sebastian beim besten Willen keinerlei Schatten unterhalb der Erscheinung finden.

Der Pfarrer rieb sich die Augen. So tief, wie sich die kleine Flamme bewegte, hätte ihr Träger auch über den Boden krauchen müssen. Aber so schnell? Unmöglich.

Sebastian dachte noch immer über jede nur mögliche Erklärung nach, als sich die Ereignisse jäh überstürzten:

Gegen jede Vernunft begann das Licht, zu springen. Ungläubig folgte des Pfarrers

Auge.

Als das Licht sogar noch auf die hageren Äste sprang, welche sich weit oberhalb des Hohlweges befanden, war es endgültig um Sebastians Geist geschehen.

Erschrocken zog der Mann seinen Kopf ins Innere des Wagens. Gänzlich verwirrt schaute er gegen die dunkle Plane, welche nun die Sicht nach außen blockierte.

Er fragte sich: Bist Du nun vollends wahnsinnig? Dann wagte er noch einmal einen Vorstoß. Langsam hob er die Plane, in der Hoffnung, einem Trugbild aufgesessen zu sein, erneut an, doch mit einem verzweifelten Aufschrei ließ er sie sogleich wieder fahren.

Das Licht, die Flamme, war noch da. Und sie war ganz nahe.

Er hatte ihr Flackern ganz deutlich erkennen können. Es war ein Feuer wie jenes einer Fackel. Allein ... die Fackel fehlte! Nur die Flamme war zu sehen.

Und diese Flamme schwebte keine zehn Schritt oberhalb des Wagens im Geäst.

Sebastian begann, laut zu beten.

Da unterbrach ihn Martins Stimme. Was mit ihm sei, rief der Fuhrmann. Darauf wusste der arme Pfarrer selbst keine Antwort. Er kroch nach vorn zum Bock. Es konnte nur Wahnsinn sein; dennoch berichtete er, was er gesehen hatte.

Martin stieß zwar einen Pfiff durch seine Zahnücke, sah aber dennoch nach hinten.

Groß war der Schrecken, als ihm gewahr wurde, dass in der Tat oben auf der Plane eine Flamme saß. Sofort zügelte der Alte die Pferde und rief nach Simon. Der schaute sich um und erblickte ebenfalls das Unfassbare.

Jedoch, beherzt wie er war, griff Simon in seinen Gürtel und holte seine Pistole hervor. Kurz zuckte ein weiteres Licht, dann brach der Schall, doch die Kugel pfiff durch die seltsame Flamme hindurch.

Nun machten auch die Hengste Wind - ob wegen des Schusses, oder aus einem nicht erklärbaren Grund. Wahr ist: Sie scheuten aus. Gerade konnte Simon nach auf den Bock springen, da drehten die Tiere durch. Von der Abschüssigkeit des Weges noch begünstigt, setzte nun eine regelrechte Höllenfahrt ein. Martin verlor die Zügel und wurde gleich Simon nach hinten ins Innere des Wagens geschleudert. Führerlos preschten die sonst so ruhigen Kaltblüter durch die Nacht.

Krampfhaft versuchten Martin und Simon, etwas Ruhe aufzubauen, aber sie sahen sich nur ungläubig gegenseitig in die Augen.

Eine eigenständige, tanzende Flamme? Konnte es so etwas geben?
War hier Teufelswerk zugange?

Sich gegenseitig stützend versuchte man, ans hintere Ende des Wagens zu gelangen. Jederzeit konnten die aufgescheuchten Pferde auf ein Hindernis treffen. Dann Gnade Gott den armen Männern!

Simon versuchte es. Er warf seinen Oberkörper nach draußen und angelte sich nach oben. Tatsächlich - die gespenstische Flamme tanzte noch immer auf der Plane. Er rief, man möge ihm die Peitsche reichen. Als Martin sie ihm gab, versuchte der junge Adlige, gegen jede Naturvernunft nach der Flamme zu schlagen, doch die Flamme wich aus, sprang und landete nur um Handbreit neben dem Schlag.

Es grenzte an Aberwitz, doch Simon schlug immer wieder zu. Einmal traf er sogar. Im dünkten, dass die Flamme auffaulte, doch das konnte Einbildung sein.

Wie besessen hämmerte er die Peitsche auf das unbekannte Ding.

Jeder Augenblick zählte. Ihr aller Leben stand auf dem Spiel, denn die Gäule hetzten. Es war nur eine Frage der Zeit, wann es zu einem Zusammenstoß kommen würde. Die Fahrt wurde immer wilder.

Noch einmal, in völliger Verzweiflung, schlug Simon zu. Sein Hieb spaltete die Flamme. Im Unterbewusstsein glaubte er, das Aufheulen eines jungen Weibes zu vernehmen.

Bis ins Mark traf ihn dieses Heulen.

Es klang unendlich traurig.

Aber da! Es gab es einen Stoß.

Simon verlor die Peitsche. Hätte Martin ihn nicht am Gürtel gepackt - er wäre unweigerlich aus dem Wagen geschleudert worden.

Des Fuhrmanns Kraft und seiner Geistesgegenwärtigkeit verdankte Simon, dass er noch geschwind in den Wagen gezogen wurde.

Es folgte noch ein Dutzend weiterer Stöße, dann stand das Fuhrwerk still.

Die Männer verharrten. Sie waren durcheinander geschleudert worden. Ganz langsam und vorsichtig rappelte man sich auf.

Doch kaum sahen Martin und Simon einander an, war man entschlossen, das Rätsel zu lösen.

Als beide vor dem Wagen standen, war die Flamme weg. So wie ein Spuk.

Man umrundete den Wagen. Doch nirgendwo auch nur ein Zeichen.

Was war geschehen? Hätten nicht drei Männer ein Gleiches gesehen, man hätte gezweifelt. Nur die armen, noch immer schnaufenden Pferde erhöhten die Anzahl der Zeugen.

Kaum erholt, aber noch immer zweifelnd, besah man sich den Planwagen. Dabei stellte Simon fest, dass man den Wald gerade um dreißig Fuß hinter sich gelassen hatte. Ob es daran lag? Hatte der Spuk etwas mit dem Wald zu tun?

Eine Antwort gab es nicht.

Das Fuhrwerk war glimpflich davon gekommen. Größere Schäden hatte es nicht erhalten.

Noch immer im Bann des Erlebten, setzten die Männer ihren Weg fort. Zu aller Überraschung riss nun die Wolkendecke auf. Zum Vorschein kam mildes Mondlicht. Selbst die Pferde hatten sich beruhigt. Getreu ihrer Bestimmung trabten sie den Hohlweg entlang.

Die ohnehin nicht gerade wortgewandten Männer vergruben sich in ihre Gedanken. Was war geschehen? Eine Erklärung lag genauso weit entfernt wie der Mond, der nun über sie wachte.

Wie benebelt setzten sie ihren Weg fort.

Er führte noch immer talwärts, aber man konnte nach kurzem die dunklen Konturen eines Anwesens ausmachen. Es lag noch ein, zwei Meilen entfernt, doch es barg Hoffnung.

Nun fühlte Simon doch die Erschöpfung des seltsamen Kampfes und fragte Martin, ob er sich kurz zurückziehen dürfe. Der Fuhrmann nickte.

Als der Alte allein auf dem Bock saß und Ruhe einzog, kamen mit der Zeit die alten Gedanken.

Dwohl er die Folter der jungen Frau nicht guthieß, war er auch am zweiten Tag zugegen.
Irgendetwas zog ihn hin zum Liebensteiner Rathaus.

Diesmal hatte der Henker das nackte Mädchen auf den eisernen Stachelstuhl gesetzt. Niemals mehr würde Martin vergessen können, wie die bloßen Zehen der Gemarterten verkrampften, als man unter dem Stuhl feurige Kohlen legte.

Dann hatte man die Frau erneut aufgezogen. Ihre Arme hatte man hinter den Rücken gebunden. Ein Schauer lief Martin durch die Glieder, wenn er an die Schreie dachte. Und dann wurde das Opfer wieder gepeitscht.

Schnell waren die alten Wunden wieder aufgesprungen. Martin sah, wie sich das unschuldige Blut am Leib der Gemarterten niederwärts bewegte.

Trotz der unmenschlichen Pein beteuerte sie jedoch immer und immer wieder

ihre Abkunft. Am Ende schien sogar die Überzeugung der Richter ins Wanken zu geraten.

Ein Schiedsspruch musste herbei - doch welcher?

Der Bürgermeister zu Liebenstein konnte ihn nicht so einfach fällen. Sollte das Weib wirklich von Adel sein, so musste man sich an die Universität zu Jena wenden.

Und so kam es, dass man die Fuhrleute mit der Botschaft betraute. Sie waren ja schließlich ohnehin auf diesem Weg. Das Mädchel sollte derweil im Kerker ihrem Schicksal entgegendämmern.

Der Konvoi nahm diesen Auftrag an.

Martin war nur ein gewöhnlicher Fuhrmann und doch hatte es das Schicksal gewollt, dass sein und Simons Wege einander kreuzten.

Simon war nicht allein. Wenige Tage zuvor hatte dieser erfahren, dass seine jüngere Schwester eben nicht in Lobeda ums Leben gekommen war und Hoffnung bestand. Pfarrer Pflüger war aufgetaucht und überbrachte die Nachricht, dass Sibylle noch lebte - zumindest soweit, wie er es hatte in Erfahrung bringen können. Als nun Martin dem jungen Adligen die gefolterte Frau beschrieb, gab es für Simon keinen Zweifel.

Nur sie alle drei konnten zusammen das Mädchen noch retten. Doch die Zeit war knapp. Man musste sich sputen.

Just dies war Grund für all den Mühsal in Thüringens feuchten Fluren.

So kam es, dass das Fuhrwerk nun den erspähten Ort erreichte.

Martin weckte Simon und Sebastian.

Entfernung und Dunkelheit hatten die Sinne der Männer getrogen. Es handelte sich nicht nur um ein Gehöft, sondern um ein kleines Dorf. Schon das erste Gebäude hinter dem Rain war eine Schänke.

Leicht benommen betraten die drei Männer die Herberge.

Trotz der späten Stunde gab es noch ein paar wenige Gäste.

Ein jeder der Verbliebenen schaute interessiert auf die Neuankömmlinge.

Irgendwie sah man den Eintreffenden an, dass sie große Strapazen hinter sich hatten. Selten fand ein Fremder den Weg in das Dorf. Umso interessanter waren die Neuen.

Ein breitschultriger Bauer suchte den Tisch der Ankömmlinge auf. „Ich bin der Müller hier. Darf ich euch willkommen heißen?“

Simon nickte im Namen aller.

Die Wirtin erschien kurz darauf. Simon bestellte Fleisch und Bier.

Der Müller hatte mittlerweile an ihrem Tisch Platz genommen und fragte nach dem Woher und Wohin ihres Weges.

Simon war an diesem Abend kurz angebunden. Unwirsch antwortete er: „Von Jena nach Liebenstein“.

Martin nickte nur.

Das Bier kam.

Kaum hatten Simon und seine Gefährten einen Schluck genommen, begann der Müller erneut. Ihm dünke, so ließ er vernehmen, dass sie etwas zu blass wären.

Simon, aber auch Martin, verkniffen sich wohlweislich eine Antwort, doch aus Sebastian sprudelte es heraus. Was sich zugetragen hatte, war ganz einfach zu viel für seine angespannten Nerven gewesen.

Und so erfuhr ein jeder im Gasthaus, was den Dreien wiederfahren war.

Zuerst sahen sich Simon und Martin an. Ihre Sorge war: Wofür sollen die Leute uns halten? Für Verrückte?

Doch je näher sich Sebastian über das Erlebte ausließ, umso bedächtiger wurden die Leute. Keiner wagte einen Widerspruch. Ja, selbst die Wirtin, welche gerade neu auftafeln wollte, verharrte.

Als Sebastian endete, wollte Simon schon etwas Abschwächendes dagegen halten, doch die Wirtin warf überlaut ihre Meinung in den Raum: „Habe ich es Euch nicht gesagt! Es kommt zurück. Über früh oder kurz! Die Hexe gönnt uns keine Ruhe! Es ist ihr Fluch!“

Simon und Martin sahen sich verständnislos an, aber der Müller gab ihnen Aufschluss:

Es war eine alte Geschichte, doch sie deckte sich seltsamerweise mit dem, was die Drei erlebt hatten.

Vor etwa vierzig Jahren gab es im Dorf einen Schmied. Er soll sehr wohlhabend gewesen sein. Leider konnte er sein Handwerk nicht vererben. Er besaß nur drei Töchter. Die waren zwar alle drei recht hübsch von Angesichte, doch auch reichlich verzogen.

Der Vater gab sich reichlich Mühe, sie alle noch zu seinen Lebzeiten unter die Haube zu bringen.

An Bewerbern mangelte es nicht. Aber - wen immer er auch aussuchte - nichts konnte er seinen Töchtern recht machen.

Keine war gewillt, sich einen Bräutigam aufschwätzen zu lassen. Das machte die alten Tage des Schmiedes nicht gerade einfach.

Im Dorf munkelte man schon.

Der Schmied selbst war ja sehr beliebt, aber die Töchter und ihr Ruf - das war eine

andere Sache!

Hinter vorgehaltener Hand nannte man sie schon Prinzesschen.

Verheirateten lassen wollten sie sich zwar nicht, aber lebenslustig waren sie schon.

Kein Dorftanz weit und breit, wo sie nicht zugegen waren.

Irgendwann wurde es dann dem alten Schmied doch zu bunt und da er die Vorlieben seiner Töchter kannte, setzte er ein Machtwort.

Er verbot ihnen, zum Tanz zu gehen – so lange, bis sich die Älteste dazu entschloss, einen Freier anzunehmen.

Irgendwie hegte er die Hoffnung, dass sich nun die Drei gegenseitig unter Druck setzen würden, doch auch hierbei hatte der Alte die Rechnung ohne den Wirt gemacht.

Die Mädchen hatten Kontakt zu einer wunderlichen Alten im Dorf.

Man nannte diese nur die graue Marie. Sie bewohnte eine etwas abseits stehende Hütte. Sie war ein richtiges altes Kräuterweib. Man ging zu ihr, wenn man sie brauchte. Ansonsten mied man sie lieber, denn sie war den Leuten nicht geheuer.

Und diese Alte suchten die Mädchen auf.

Die Leute erzählten, dass die graue Marie den Schwestern eine Salbe gegeben hätte. Was wirklich dran ist, weiß der Geier.

Überliefert ist: Obwohl der alte Schmied ihnen das Tanzen verboten hatte und wie ein Luchs aufpasste, dass keine der Töchter an solch Tagen das Haus verließ, erschienen die Mädchen dennoch zu allen lustigen Anlässen.

So trug es sich einige Male zu.

Die Leute wunderten sich schon. Irgendjemand musste es dann wohl dem Schmied hinterbracht haben.

Der fühlte sich gefoppt.

Als eines Tages im Nachbarort wieder ein Fest anstand, setzte er sich direkt vor die Tür des Gemachs seiner Töchter.

Wie ein Schießhund passte er auf. Niemand verließ die Kammer. Der Abend kam und nichts rührte sich.

Der Alte war's zufrieden.

Doch er blieb sitzen.

Mitternacht strich vorüber. Kein Laut aus dem Zimmer der Töchter.

Eine Weile wartete er noch ab.

Dann erhob er sich, lächelte glücklich und meinte, dass seine Kinder alle schliefen.

Nun wollte auch er sich zur Ruhe begeben.

Doch kaum hatte er seine eigene Kammer erreicht, klopfte es an die Tür seines Hauses.

Ein Gast zu so später Stunde?

Als er öffnete, stand der junge Melchior, der Sohn des Nachbarn, vor der Tür.

Etwas ironisch lächelnd wies er den Schmied drauf hin, dass er dessen Töchter noch vor wenigen Stunden im Nachbarort beim Tanz gesehen hätte.

Dem Alten blieb die Spucke weg. Seit dem Nachmittag hatte er vor der Tür seiner Kinder verharrt. Ihm schwante nichts Gutes. Zusammen mit dem jungen Mann lief er ums Haus - bis unters Fenster seiner Töchter.

Doch das Fenster war geschlossen. Nirgends war eine Leiter zu sehen.

Der Alte griff sich an den Kopf. Wie sollten die Mädels das hinbekommen haben?
Zu guter Letzt schnappte er sich eine Kerze und stieg mit Melchior hinauf zur
Stube der Mädchen.

Vorsichtig öffnete er die Tür und leuchtete hinein.

Aber was war das?

Alle lagen friedlich schlafend in ihren Betten.

Triumphierend ließ er nun auch Melchior in die Kammer blicken und meinte, dass
der junge Mann sich wohl geirrt haben müsse.

Stunend bekräftigte Melchior, dass er sich sicher war, die Mädchen gesehen zu
haben und verließ betreten und kopfschüttelnd das Haus.

Doch nicht nur er allein hatte die Schwestern gesehen. Wie war so etwas möglich?
Sie waren hier und gleichzeitig dort. Beide Orte trennte mehr als zwei Meilen. Mit
rechten Dingen konnte das nicht angehen!

Diese Ungereimtheit machte schnell die Runde im Dorf.

Und seit diesem Tag mieden die Leute das Haus des Schmiedes genauso wie jenes
der grauen Marie.

Die Schwestern jedoch ließ dies unbeeindruckt.

Auch weiterhin erschienen sie zum Tanz in nah und fern und immer glaubte ihr
Vater sie schlafend.

Als sich das Gerücht ausbreitete, mieden aber auch die jungen Burschen die sonst
so begehrten Schönen beim Tanz.

Doch selbst das machte die Schwestern nicht vorsichtiger. Im Gegenteil - man sah
sie seither im weitentfernten Schmalkalden, ja sogar in Salzungen und Mehlis.

Die Menschen wurden der Familie gegenüber immer misstrauischer.

Als dann auch noch der Dürresommer anno 1485zig folgte, und gar manch Bauer
um die letzte Kuh im Stahl bangen musste, sprach man ganz offen von Hexerei.

Aber die Schwestern berührte das gar nicht. Sie tanzten und tanzten durch ihr
junges Leben.

Im Dorf selbst bekam man sie kaum noch zu Gesicht. Und wenn, dann wich man
ihnen aus.

Bis zu jenem Tage, an dem das Gerücht bis zum Bischof vorgedrungen war.

Kurz darauf war Schluss mit lustig.

An einem frühen Morgen rollte ein Karren mit einem Käfig ins Dorf und die
Schwestern wurden arretiert.

Man brachte sie nach Schmalkalden.

Dort sollte ihnen der Prozess gemacht werden - wegen Hexerei.

Alle drei leugneten. Da brachte man noch die graue Marie vor die Schranken.

Auch die gab nichts preis.

Da warf man die Alte auf die Folter.

Nun kam es schnell ans Tageslicht. Sie hatte den Mädchen eine Hexensalbe

verkauft.

Doch die Schwestern leugneten weiter.

Nun mussten sie selbst auf die Tortur.

Man war nicht gerade zimperlich mit ihnen.

Sie wurden geschraubt, geschnürt; als das nichts half, entblößt und geschoren.

Man warf sie auf die Reckebanken, setzte sie aufs Pferd, peitschte ihre nackten Leiber, bis sie tanzten - jedoch nicht so, wie sie es bis dahin gewohnt waren. Der Henker warf ihnen feurigen Schwefel auf die bloße Haut und verrenkte die zarten Glieder.

Lange widerstanden die Mädchen.

Das Martern soll sich über viele Tage dahin gezogen haben.

So erzählt man.

Aber irgendwann kam es dann doch aus ihnen heraus. Erst aus der Einen, dann die Zweite, und zu guter Letzt gestand auch die Dritte.

Man verurteilte sie alle zum Feuertod.

Zur Abschreckung jedoch sollten die Schwestern in ihrem Heimatdorf, also hier, auf den Holzstoß geführt werden.

Man warf ihre zerschundenen Leiber auf ein Fuhrwerk und überführte sie.

Doch der Wagen kam nie an. Allein die Begleiter tauchten in einem völlig verängstigten Zustand auf.

Wenn man deren Berichten Glauben schenken darf - und es gibt keinen Zweifel - so geschah es, dass die Jüngste der Drei sich ihrer Fesseln entledigen konnte.

Zur Freiheit verhalf ihnen das natürlich nicht. Denn sie waren in einem hölzernen Käfig gefangen.

Mit der Hand jedoch kam sie an die Laterne des Fuhrwerkes. Diese stieß sie um. Sofort fing der Wagen Feuer. Die Knechte konnten sich gerade noch in Sicherheit bringen.

Vor ihren Augen verbrannten die Schwestern. Aber just bevor sie dieser qualvolle Tod ereilte, stießen sie noch einen Fluch aus: Kein einzig Fuhrwerk solle jemals ungeschoren die Straße ihres Todes passieren.

„All das geschah in jenem Wald, welchen auch Ihr durchfahren habt“, meinte der Müller.

Sogleich machte er eine Pause und gönnte sich einen mächtigen Schluck Bier.

Bedrückende Stille war im Wirtshaus eingekehrt. Zum Teil erinnerte die Geschichte Simon an das Schicksal der Schwester - zumindest jene Stelle, als der Müller von der Folter der Drei erzählte.

Nur Martin brachte einen Einwand vor. Er meinte, dass man nicht drei, sondern nur eine Flamme gesehen habe.

Der Müller nickte zustimmend, wischte sich den Bierschaum vom Maul und meinte, dass die Geschichte noch nicht zu Ende wäre. Dann fuhr er fort:

„Zuerst war man im Dorf nur betroffen über die Begebenheit an sich. Die sterblichen Überreste der Schwestern durften nach diesem Urteilspruch nicht in geweihter Erde ruhen. Also verscharrte man sie irgendwo am Wegrain des Waldes. Wo, weiß heute niemand mehr. Zu lange ist es her.

Aber nur wenige Wochen nach dem Geschehen häuften sich Berichte von Fuhrleuten, die es mit drei gespenstischen Flammen zu tun bekamen - und zwar immer nur nach Eintritt der Dunkelheit. Diese Flammen sprangen auf die Karren und tanzten auf ihnen, als wären sie auf einem Dorffest.

Grauen machte sich breit. Schon bald war kein einziger Fuhrmann mehr bereit, den Hohlweg zur späten Stunde zu passieren.

Es gab keinen Zweifel. Die unruhigen Seelen der Schwestern machten ihren Fluch wahr.

Dreißig lange Jahre traute sich kein Fuhrmann, die Strecke bei Nacht zu nehmen. Nur jene, die von weit her kamen und nichts von dem Fluch wussten, taten es. Und ein Jeder bereute es.

Vor etwa zehn Jahren kam ein beherzter Kaufmann aus Hannover. Auch er wusste nichts von den örtlichen Begebenheiten.

Und gleich Euch kam die Nacht über ihn. Inmitten des Waldes wurde er so Zeuge des Spuks. Wieder erschienen die drei Flammen und hetzten ihn und seine Pferde. Gleich Euch schlug er gar mit der Peitsche nach ihnen. Ohne Erfolg. Die Flammen tanzten. Zufällig war unter seinen Begleitern ein Pfaffe.

Da man sich nicht zu helfen wusste und man schon glaubte, das Ende aller Tage sei gekommen, entfleuchten den Geistlichen zwei Vaterunser.

Und Potzblitz!“

Der Müller hieb mit seiner großen starken Pranke auf den Tisch.

„Der Spuk verschwand. Zumindest vorläufig. Ein paar Wochen lang war Ruhe, doch dann war wieder ein Fuhrwerk zur späten Stunde auf dem Weg und es wurde von Ereignissen berichtet, wie auch Ihr sie verlautbart habt - nur eine Flamme und wenn man nach ihr schlägt, heult sie auf wie ein Weib.

Wir haben schon alles versucht seit dieser Zeit. Ein weiser Mann, der auch auf der Durchreise war, gab uns sogar eine Erklärung über das Phänomen. Er sagte, dass es von dem Vaterunser kommt, welches der Pfaffe einst in seiner Not ausstieß. Das erklärt, warum nur noch eine Flamme erscheint. Zwei der Schwestern können nun ruhen. Hätte der Priester drei Stoßgebete gemacht, wäre der Spuk vollends vorbei. So aber ist die letzte Schwester ganz allein mit sich in der Geisterwelt. Nichts Ganzes, nichts Halbes. Seit der Zeit heult sie auch. Nicht wegen der Peitsche, sondern weil sie einsam ist und sich nach ihren Schwestern sehnt.

Glaubt mir, wir haben viel versucht. Schon mehr als ein Dutzend Mal ist unser Pastor auf den Hohlweg gegangen und hat auch der letzten Schwester ein Gebet gesprochen. Doch irgendwie lehnt ihr Geist die Fürsprache unseres Klerus ab. Mag ja damit zusammenhängen, dass es unser Dorf war, welches die Drei ins Unglück stürzte.

Aber wir dachten schon, der Fluch sei gebannt. Lange ließ sich die Flamme nicht blicken.

Nun aber, nach Eurem Bericht, wissen wir ... der Fluch lebt noch immer!“

Als der Müller geendet hatte, hing ein jeder seinen Gedanken nach.

Nur Simon fragte, warum man nicht einmal einen ortsfremden Geistlichen hole?

Alle im Rund lächelten traurig. Und die Wirtin meinte, dass sich der Fluch wohl auch bis auf Schmalkalden beziehe. Man hätte es versucht, doch ohne Erfolg.

Kurz darauf ging man schlafen.

Am anderen Morgen setzten die Männer ihre Reise fort.

Nur der sonst so wortkarge Martin kam noch einmal auf das Gehörte zurück. Er meinte, dass Schwestern zusammen gehören. Im Leben, wie auch im Tode.

Dann schwang er die Zügel. Schließlich hatte man auch eine Mission, welche gleichfalls schwer wog.

Liebenstein war nicht mehr weit. Da ging es um das Wohl und Wehe einer Lebenden - nicht um ein Gespenst oder einen Geist.

Und Martin ließ die Zügel fahren. Der Wagen setzte sich in Bewegung.

Gegen Mittag erreichte man Liebenstein.

Die Stadt war nicht sonderlich groß, aber der Wohlstand, welchen der Silberabbau im Erzgebirge mit sich brachte, färbte noch hier ab.

So war denn auch das Selbstbewusstsein der Bürger nicht gering. Nur zwei Dinge überstiegen dieses Selbstbewusstsein: Der Hass auf alles, was mit den Bauernunruhen zu tun hatte, und, damit einhergehend, die Angst vor neuen Unruhen.

Beides war verständlich. Durch den Krieg waren die alten Handelswege unsicher und die Verbindung zu den reichen mitteldeutschen und westdeutschen Städten war fast ein gutes Jahr unmöglich geworden. Hinzu kamen noch die Verwüstungen, welche man in Kauf nehmen musste.

In ihrer blinden Wut hatten die Aufständischen fast jede Burg und Kirche im Umkreis von vielen Meilen zerstört. Der Krieg war zwar vorbei, doch um den alten Schutz war es ebenfalls geschehen. Und so boten sich Tür und Tor weit offen für marodierende Horden und Wegelagerer.

Obwohl die Soldaten des Fürstenbundes noch immer in der Stadt lagen, war ihr Einfluss außerhalb der Stadtmauern bescheiden zu nennen.

So nahm es denn nicht Wunder, dass die Ernestiner ihre Silbertransporte lieber nordöstlich vorbei führten.

Liebenstein litt bitter darunter.

So begründete sich der Hass der Liebensteiner auf alles, was nur annähernd mit Münzer und Gesellen zu tun hatte.

Wurde man eines Spießgesellen habhaft, so hatte der nichts zu lachen.

Erst vor wenigen Wochen hatte man ein paar davon öffentlich gevierteilt.

Aber noch immer lungerte so ein Weib im Kerker, das eigentlich längst dem Beil verfallen war.

Und das auf Kosten der Bürger!

Nur, weil sie vermeinte, von Adel zu sein!

Aber dem einfachen Liebensteiner war das egal. War sie nun von Adel oder nicht.

Hatte sich denn nicht auch abtrünniges Pack bei den Bauern herum getrieben?

War nicht gar einer ihrer Hordenführer ein berüchtigter Ritter?

Der einfache Liebensteiner konnte sich solch Schonung nicht erklären.

Und so kam es, dass gar mancher offen der jungen Hexe im Kerker fluchte. Wäre sie doch krepirt unter der Folter, wenn man sie schon nicht aufs Schafott schleifen konnte!

Wo blieb hier Gottes Gerechtigkeit, wo der von Kaiser Karl so gepriesene Reichsfriede?

Ja, ja, in Augsburg war gut Reden halten und in Allstedt auch. Vor allem die kleinen und mittelständischen Kaufleute, Händler und Handwerker litten darunter. Kaiser und Kurfürst wussten hingegen schon, wie sie zurande kamen!

Aber was macht der Bürger? Und Steuer und Zehnt blieb der Gleiche! Konnte doch der seltsame Wicht in Allstedt erzählen, was er wollte. Und vielleicht war er ja sogar wirklich Schuld an der ganzen Sache. Hatten die Bauern nicht seinen Namen genannt, wenn sie ein Gut stürmten?

Und der Kurfürst sah zu!

Simon, Martin und Sebastian machten im gleichen Gasthaus Halt, welches einst die Fuhrleute des Konvois benutzten und trotz der vergangenen Zeit hatte man Martin keineswegs vergessen. Der Wirt hatte ein sehr gutes Gedächtnis für Gesichter.

Kaum hatte man Platz genommen - nicht von ungefähr in Martins alter Ecke - kam der Wirt hinzu.

In Anbetracht der Lage und den auch ihn bewegenden Umständen fragte er auch Martin unverblümt, ob dieser etwa schon Nachricht bringe aus dem fernen Jena und ob es noch lange dauere, bis man endlich die Wegelagerin zur Richtstatt führen konnte.

Etwas verwirrt sah Martin auf seine Begleiter.

Simon nickte ruhig.

Martin faltete die Hände auf dem Tisch. Er wollte so seine innere Unruhe zähmen. Betont langsam erkundigte er sich nach der gegenwärtigen Lage beim Wirt.

Doch schon kurz darauf wurde allen dreien klar: Die Vorsicht war überflüssig; im Gegenteil - der Wirt schien regelrecht darauf gewartet zu haben, sich endlich mitteilen zu können.

Ganz gegen seine sonstige Manier zog er den einzig freien Stuhl am Tisch zurück und nahm Platz.

Es gäbe viel Neues, meinte er. Die Uni zu Jena müsse eigentlich nur noch reagieren.

Wieder sahen sich die drei Reisenden an. Zum Zeichen, dass er sich zurückhielt, lehnte sich Simon nach hinten.

Martin übernahm das Ruder: Ohne zu zögern fragte er nach den neuen Erkenntnissen und der Wirt stieg drauf ein.

Er beugte sich nach vorn und meinte in verschwörerischem Ton, dass man von Jena nur noch das Todesurteil erwarte. Weil ... ja, weil die Delinquentin bereits gestanden hätte.

Hatte sich Simon bis zu diesem Zeitpunkt noch zurückhalten können, so fuhr sein Oberkörper nun nach vorn. Der junge Mann glaubte seinen Ohren nicht zu trauen, doch der alte Martin bewahrte seine Ruhe. Sacht drückte er den Adligen nach hinten. Gleichzeitig fragte er nach, wie das wohl gekommen sei?

Der Wirt frohlockte. Und meinte, der Henker hätte es dem Weib entlockt.

„Wann und wo“, wollte Martin wissen.

„Es ist keine vier Tage her“, antwortete der Wirt.

Martin versuchte, sich so unparteiisch wie nur irgend möglich zu geben. Woher der Wirt das wisse, fragte er nach.

Amüsiert lehnte der sich zurück. Seine Antwort war regelrecht niederschmetternd. Er war ganz einfach dabei gewesen.

Noch einmal sandte Martin sondierende Blicke zu seinen Freunden. Simon signalisierte Ruhe. Also begann Martin vorsichtig, den Wirt über die Umstände zu befragen.

Der Wirt ließ sich nicht lumpen. Er erzählte alles, was er wusste.

Man habe vor rund einer Woche die Folter der jungen Frau wieder aufgenommen. Die Bürger hätten darauf bestanden, um die Prozesskosten zu verjüngen und bei Eintreffen eines Bescheides aus Jena sofort zur Vollstreckung schreiten zu können. Der Wirt, der ja bei den Torturen zugegen gewesen war, berichtete weiter:

Das Weib hatte sich in den letzten Wochen erholen können - nicht zuletzt zur Bürde des Stadtsäckel.

Der Henker sei aber gleich resolut zur Sache gegangen und habe sich mit der Dirne auf keine Sperenzen eingelassen.

Gleich zu Beginn sei sie nackend auf die Streckbank gekommen und man habe auch mit der Neunschwänzigen nachgeholfen. Ohne ihr groß Pause zum Verschnaufen zu geben, musste sie dann auf den Hexenbock. Ganze sechs Stunden soll sie ihn geritten haben.

Nebenbei hat sie der Meister abwechselnd mit der Karbatsche und Talklichtern bei Laune gehalten. Nicht, dass sie womöglich auf der Kante einschlafe oder gar geile Lust empfinde!

Als das nichts half, habe ihr der Henker feurigen Schwefel auf die nackte Haut aufgeworfen.

Dabei habe sie mächtig geschrien und gezappelt.

Ein paar Mal soll sie in Ohnmacht gefallen sein, doch der Meister hat sie immer wieder zurückgeholt.

Am folgenden Tag hat man mit ihr den Zug rückwärts vorgenommen.

Über zwei Stunden habe man sie, mit kurzen Pausen, aufgezogen und schnipsen lassen, doch das Wippen machte nur, dass sie wieder und wieder das Bewusstsein verlor.

Da hat ihr der Henker die Füße geschnürt und gar mächtige Gewichte niederwärts gehangen, worauf sie ganz leise geworden ist, so dass man schon meinte, sie schlief. Das war aber nur eine hinterhältige List der Dirne.

Und der Meister hat es auch sofort gemerkt.

Ihrem Betrug zum Trotze wurde sie nun erneut mit Talkkerzen beleuchtet.

Das hat die Maid sehr ermuntert. Sie hat gekreischt, dass man es noch bis zum Ende des Marktes gehört hat.

Und dennoch hat das Luder sich nicht überreden lassen.

Ein gar dummes Mädchen!

Ließ sich lieber schinden; schlimmer, als die Märtyrer es von den Heiden erduldet hatten!

Da hat ihr der Henker die Flamme vors Geschlecht gehalten und ihr erst die gesamte Wolle dort versengt, um ihr darauf die blanke Flamme ans bloße Ritzelein zu halten.

Und das war dann der Punkt, wo es aus ihr heraus kam.

Erst hat sie mächtig einen fahren lassen und emsig unter sich gemacht, doch dann hat das Luder gestanden; zuerst brockenweise - da hat ihr der Meister immer wieder die Kerze anhalten müssen, doch dann sprudelte es regelrecht.

Am Abend dieses Tages lag ihre unterschriebene Urfehde auf dem Tisch des Rathauses.

Nun warte man nur noch den Spruch aus Jena ab, um die Sache ihrem Ende zuzuführen.

Und der Wirt endete seine Erzählung in der Hoffnung, dass die Herren Reisenden

genau aus diesem Grunde hier seien.

Schon während seines Berichtes war Simon immer bleicher geworden. Martin hatte jedoch nebenbei ein wachsames Auge auf ihn geworfen. Mehrfach hatte er dem jungen Mann beschwörend seine mächtige Hand unter dem Tisch auf die Knie gelegt.

Nun jedoch schien die Grenze erreicht. Simons blutleere Lippen begannen zu beben.

Schnell unterbrach deshalb Martin die Unterredung, indem er dem Wirt zwar versicherte, dass man genau aus jenem Grunde hier sei, doch es ihm jetzt und hier nicht offenkundig machen könne. Das sei zuvörderst nur für den Rat gedacht.

Einsichtig, aber auch gleichzeitig verschwörerisch lächelnd, erhob sich der Wirt und meinte, dass Essen und Trank auf Kosten des Hauses gingen.

Kaum war der Schankwirt verschwunden, wollte Simon drängen, das Rathaus aufzusuchen, doch Martin hielt dagegen, dass dies jetzt nichts bringe.

Nur widerwillig ließ sich der junge Adlige zurück halten.

Aber er sah es ein.

Man aß zunächst, wenngleich mit wenig Appetit.

Zur Nachmittagsstunde gingen dann die drei Männer gemeinsam zum Rathaus.

Klaus von Beringen, der zweite Bürgermeister, empfing sie.

Zuerst führte Martin das Wort, als Botschafter der Uni Jena.

Geduldig hörte der Ratsherr zu.

Martin beschloss die Begründung Jenas, die junge Frau auf freien Fuß zu setzen, damit, dass sie unfreiwillig am Bauernaufstand beteiligt war, sowie, dass sie von Adel und Gefangene war.

Eine Weile herrschte Schweigen. Dann nickte von Beringen höflich und fragte nach Simons Adelsbrief.

Ohne zu zögern legte dieser ihn vor.

Sorgfältig studierte ihn der Ratsherr.

Dann faltete er ihn wieder zusammen und reichte ihn Simon zurück.

Als der junge Adlige drängte, die Schwester zu sehen, um mit ihr ziehen zu können, schüttelte zu aller Verwunderung der Beamte den Kopf.

So einfach wäre das nicht - trotz des formellen Rates der Uni Jena und trotz des bestätigten Adelsbriefes bestünden nun andere Tatsachen. Die Gefangene sei erstens seit einigen Tagen geständig. Und eine Urgischt wiege schwerer als ein Jenaer Schiedsspruch. Und zweitens wäre sie wohl nicht die erste Adlige, die mit den Aufrührern gemeinsame Sache gemacht hätte und das Stadtrecht gelte schließlich für alle; mithin also de facto: Mitgegangen, mitgehangen.

Martin und Simon verstanden die Welt nicht mehr. Lautstark ging der Adlige in Protest, doch es nützte wenig. Von Beringen ließ nicht so einfach mit sich handeln.

Außerdem liege es nun an ihnen, den Beweis zu erbringen, dass jenes beklagte Mädchen gegen ihren Willen gezwungen worden war, bei den Rebellen zu verbleiben.

Nun war es um Simons Nerven fast geschehen. Hätte ihm nicht Martin geistesgegenwärtig seine starke Hand auf die Seinige gelegt, hätte keiner verhindern können, dass er unbeherrscht den Degen gezogen hätte.

Es wäre wohl keinem der Drei bekommen. Auch hätte es an der Sache selbst nichts gerührt.

Doch da trat der sonst so zurückhaltende Sebastian nach vorn.

Er bat um Gehör.

Und dann berichtete er alles, was er selbst im Krieg erlebt und gesehen hatte. Er erzählte vom Sturm auf die Lobeburg, vom Mord an allen, die anwesend waren, sowie von der Verschleppung Sibylles. Auch schilderte er, wie er ihr später des Öfteren im Lager der Bauern begegnet war und dass sie sehr wohl als Gefangene, ja schon fast Leibeigene, gehalten wurde. Leider sei es ihr nicht, wie ihm, vergönnt gewesen, nach der Schlacht bei Frankenhausen von den Mansfeldern befreit zu werden. Und dann berichtete er noch, wie ihn der Bischof höchstpersönlich erkannte und rettete.

Klaus von Beringen war bei den Worten des Geistlichen nachdenklich geworden.

Er erhob sich und schritt zum Fenster. Eine Zeit starrte er auf den Marktplatz.

Dann meinte er, dass solch schwerwiegende Dinge von ihm nicht allein entschieden werden können.

Kurz darauf - er bat seine Gäste um etwas Geduld - verließ er den Raum.

Alleingelassen sahen sich die Drei fragend an. Sie schwebten zwischen Hoffen und Bangen, aber es dauerte nicht allzu lange, da erschien Beringen wieder.

Ja, man könne die Frau frei geben. Unter zwei Bedingungen:

Erstens solle sie, sowie auch ihr Bruder Simon von Bräuer, den Urfrieden erklären und unterschreiben. Nicht, dass später eine Klage beim Landesherren wider die Stadt Liebenstein erhoben werde. Und weiterhin möge man die junge Adlige des Nachts mit sich führen. Es falle ohnehin schon schwer, den Bürgern der Stadt diese Entscheidung zu unterbreiten, da wolle man zumindest ein direktes Konfrontieren meiden.

Überglücklich stimmte Simon dem zu.

Kurz darauf hielten sich die Geschwister in den Armen.

Sibylle war zwar arg mitgenommen von der durchlittenen Tortur, aber die Freude,

den Bruder wieder zu sehen, machte vieles wett.

Doch viel Zeit blieb ihnen fürs Glück noch nicht. Das musste sich gedulden, denn der Abend nahte schnell im Herbst und keiner traute dem fröhlichen Ausgang der Sache über den Weg. Zu viel hatten alle erlebt und erlitten.

So machte man sich erst einmal daran, die Verpflichtungen zu erfüllen.

Als der Urfriede besiegelt und die Dunkelheit über Liebenstein hereingebrochen ward, machte man sich auf den Heimweg.

Man fuhr die gesamte Nacht hindurch. Noch konnte keiner der Vier wirklich daran glauben, dass es ausgestanden sein sollte.

Erst, als der Morgen graute und man die Dächer jenes Dorfes sah, in welchem man in der vorletzten Nacht Quartier gemacht hatte, löste sich langsam der Alptraum auf.

Nun gönnte man sich doch eine längere Rast. Sibylle spürte überdeutlich ihre Erschöpfung.

Erst am späten Nachmittag setzte man die Reise fort.

Nun, mit etwas Verzögerung, bahnte sich die Freude der Geschwister über die wundersame Errettung ihren Weg. Weinend vor Glück brach Sibylle in Tränen aus und auch Simon schnürte es Sprache und Herz.

Der alte Martin sagte zwar kein Wort - der letzte Tag hatte seinen Redefluss für Monate erschöpft - doch man sah es noch durch den dichten Bart hindurch ... das breite, zufriedene Lächeln.

Aber es gab noch einen, der von einer zentnerschweren Last befreit schien: Sebastian.

Der Pfarrer hatte endlich ein Stück zu seinem alten Ich gefunden. Er hatte etwas getan, was er fast nicht mehr für möglich hielt: Er hatte den Mund aufgemacht und hatte einem Menschen damit das Leben gerettet.

Diesmal lag er nicht unter schweren Decken versteckt im hinteren Teil des Planwagens. Nein - aufrecht saß er neben dem alten Martin auf dem Bock.

Das Wageninnere überließ man den Geschwistern. Hatten die zwei sich doch unendlich viel zu erzählen!

Die Nacht war herein gebrochen. Kühl wehte sie den beiden Männern auf dem Bock ins Gesicht.

Das Fuhrwerk kroch durch einen Wald; einen altvertrauten, wie es schien, doch diesmal ohne Not und Hatz.

Auf einmal legte Sebastian dem alten Fuhrmann seine Hand auf die Zügel.

Martin sah verblüfft auf. Doch Sebastian lächelte entrückt und fragte, ob er nicht wisse, durch welchen Wald man fahre. Kurz dachte Martin nach; dann fiel es ihm wie Schuppen von den Augen.

Es war der Gespensterwald.

Durch all den Trubel der letzten Stunden hatte er es glatt vergessen, doch der Pfarrer nickte nur verständnisvoll und bat Martin, anzuhalten. Dieser tat es, noch immer nicht ganz sicher, was der Geistliche wohl im Schilde führte.

Sebastian holte aus einem Beutel sein altes Kreuz hervor, welches er durch alle Wirren zu retten vermocht, und sprang vom Bock herab.

Kurz drehte er sich zu dem Fuhrmann herum und meinte: „An einem solchen Tag, wo vielen Menschen soviel Glück bescheret ward, soll man das Glück auch mit Anderen teilen“.

Dann schritt der Priester ein Stück den Hohlweg entlang.

Nach ein paar Metern ging er im Schlamm der Straße auf die Knie. Andächtig hob er das Kreuz gen Himmel. So verharrte er kurz, dann sprach er ein inbrünstiges Vaterunser. Dabei gedachte er zutiefst der armen Seele der unglücklichen, jüngsten Tochter des Schmiedes, welche keine Ruhe fand in der dunklen Nacht.

Als er mit einem zufrieden Gesichtsausdruck wieder den Bock bestieg, raunte Martin nur: „Sagte ich doch - Schwestern gehören auch im Tod zusammen.“

Dann fuhr man weiter.

Seit jener Stunde hat kein Fuhrmann die gespenstische Flamme je wieder zu Gesicht bekommen.

So sagt man es ...

... zumindest noch heute im Tal der Rhön.

Ende